

Leseprobe aus:

**Oliver Uschmann, Steffi von Wolff, Hans Rath, Mia
Morgowski, u.a.**

Lustig, lustig, tralalalala



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Der Weihnachtsmann nimmt noch ein Guinness», verkünde ich.

Karl schüttelt den Kopf. «Der Weihnachtsmann hat schon mehrere Drinks aufs Haus bekommen. Jetzt ist Schluss.»

Ich rücke meinen Bart zurecht, setze meine rote Mütze auf und greife nach meiner Rute. «Dann werde ich jetzt deine Gäste schikanieren.»

Karl seufzt. «Schon gut. Setz dich wieder hin. Du kriegst dein Guinness. Aber dann ist wirklich Schluss.»

Ich lasse mich wieder auf den Barhocker sinken, lege die Rute zur Seite, ziehe die Mütze ab und warte auf mein Bier. «Dafür, dass wir einen Tag vor dem Fest der Liebe stehen, bist du ganz schön hartherzig», sage ich.

Karl stellt mir mein Guinness vor die Nase. «Also, ich find mich ausgesprochen großzügig», bemerkt er locker.

«Ach ja?», frage ich. «Ein Weihnachtsmann, der sich im Kaufhaus für vier Mäuse die Stunde abrackert, muss hier um sein Bier betteln. Nennst du das etwa Nächstenliebe?»

Karl sieht mich mit ernster Miene an. «Felix, du bist seit Monaten pleite. Ich lass dich trotzdem anschreiben. Wenn das keine Nächstenliebe ist, dann weiß ich auch nicht. Ist dir eigentlich

klar, dass ich meine Frau mit Juwelen behängen könnte, wenn du endlich mal deinen Deckel zahlen würdest?»

Karl hat ja recht. Angesichts meiner desolaten finanziellen Situation sollte ich den Mund nicht zu voll nehmen. Ich nippe etwas verlegen an meinem Bier. «Sind halt schwere Zeiten», murmele ich kleinlaut.

Er winkt ab. «Weiß ich doch, Felix. Geht mir ja nicht anders.»

«Wenn ich Maler wäre, könnte ich dir Bilder geben», sage ich. «Die wären dann in ein paar Jahren vielleicht ein Vermögen wert.»

Karl nickt abwesend und taucht ein paar Gläser ins Spülwasser.

«Aber ich bin nun mal leider kein Maler», setze ich nach. «Ich bin eben nur ein erfolgloser Schriftsteller.»

Karl hält inne und schaut auf. «Ach so. Du willst wissen, ob ich es gelesen hab.»

«Hast du?», frage ich nicht ohne Neugier.

Karl trocknet seine Hände, greift in eine Schublade und zieht ein paar zerknüllte Blatt Papier zutage. Er legt sie auf den Tresen und streicht sie notdürftig glatt.

«Was hast du damit gemacht?», frage ich. «Den Boden aufgewischt?»

Er ignoriert die Bemerkung. «Also», beginnt er und wirkt leicht ratlos. «Ehrlich gesagt, hab ich nicht verstanden, was Josse von Rebecca will. Liebt er sie jetzt oder nicht? Und wenn er sie liebt, warum sagt er es ihr dann nicht einfach?»

«Er sagt es ihr doch», werfe ich leicht indigniert ein. «Sogar mehrmals.»

«Aber er redet immer so geschwollen. Bestimmt versteht sie ihn nicht», erwidert Karl.

«Das ist nicht geschwollen, das ist Kunstsprache», gebe ich zurück und kann nur mühsam verbergen, dass ich nun leicht verstimmt bin.

«Willst du jetzt hören, was ich davon halte, oder nicht?», fragt Karl.

«Ja, will ich», erwidere ich patzig. «Aber eigentlich ist ja schon klar, dass dir die Story nicht gefällt.»

«Ich versteh den Typen einfach nicht», erklärt Karl ebenso hilflos wie dezidiert. «Warum sagt er Rebecca nicht klipp und klar, dass er scharf auf sie ist?»

«Aber das tut er doch!», erwidere ich aufgebracht. «Er tut es nur auf seine Weise. Warte mal. Hier ...» Ich greife nach der letzten Seite des Manuskripts und halte sie Karl hin. «Hier sagt Josse zu Rebecca: «Mein Herz ist angebläut von deinem Lächeln, von deinem Blick gerötet.»» Ich sehe Karl an, als müssten sich damit alle seine Vorbehalte erübrigt haben.

«Genau das meine ich!», ereifert sich Karl. «So spricht doch kein Schwein!»

Ich werfe das Blatt zurück auf den Tresen. «Du hast überhaupt keinen Sinn für Poesie», motze ich.

«Und du bist offenbar angebläut», gibt Karl zurück.

«Felix!», höre ich in diesem Moment eine Stimme rufen. Ich drehe mich um und sehe einen Weihnachtsmann. Ein Kollege also. Ich glaube nicht, dass ich ihn kenne, aber offenbar kennt er mich.

«Hallo. Hey ... Freut mich!», sage ich, um Zeit zu gewinnen. Vielleicht fällt mir sein Name ja noch ein.

«Hast du 'n paar Minuten?», fragt der Kollege. «Ich geb auch einen aus.»

Während der Mann einen Tisch in der Ecke ansteuert, schaue ich Karl fragend an. «Kennst du den Kerl?»

Karl schüttelt den Kopf.

Ich setze mich also zu dem vermeintlichen Kollegen. «'tschuldigung, ich weiß jetzt gerade nicht ... Kennen wir uns vielleicht vom Job?»

Er legt Mütze und Bart neben sich auf den Tisch. Vor mir sitzt nun ein schlecht rasierter Mittfünfziger. Der Mann wirkt wahlweise sehr verlebt oder höllisch überarbeitet. Ich bin jetzt jedenfalls sicher, dass ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen habe. Er kippt einen Schnaps und behauptet dann das Gegenteil. «Wir sind uns 1974 mal kurz begegnet.» Er spült mit einem großen Schluck Bier nach und reicht mir die Hand. «Claus, Santa Claus. Besser bekannt als der Weihnachtsmann.»

Ich überlege, ob ich ihn auslachen oder einfach aufstehen soll.

Er zieht eine Visitenkarte hervor, schiebt sie über den Tisch. «Ich brauch deine Hilfe. Kannst du morgen vorbeikommen? Dann erklär ich dir alles.»

Ich nicke bedächtig, während ich überlege, was ich mit dem armen Irren machen soll. Ich beschliesse, ihm noch ein Weilchen zuhören. Schließlich bin ich ein netter Mensch. Außerdem ist morgen ja Weihnachten.

Santa Claus steht in schön geschwungenen Buchstaben auf der Karte, darunter ist, kleiner und in Druckschrift, eine Adresse in einer nicht sehr vornehmen Gegend zu lesen.

«Wohnt der Weihnachtsmann nicht am Nordpol?», frage ich leicht spöttisch. «Zumindest dachte ich das immer.»

«Eigentlich schon. Aber wir hatten Probleme mit dem Klimawandel», erklärt Claus und kippt einen großen Schluck Bier. «Außerdem waren die Räumlichkeiten irgendwann einfach nicht mehr bezahlbar.»

«Am Nordpol?»

«Genau. Am Nordpol», bestätigt er und fügt leicht irritiert hinzu: «Danach hast du doch eben gefragt, oder?»

«Sicher», entgegne ich und bemühe mich so zu tun, als wäre das hier ein ganz normales Gespräch. «Ich kenn das Problem. Die Immobilienpreise am Nordpol sind ja ziemlich in Bewegung. Hört man ja immer wieder, dass da alles teurer wird ...»

Er sieht mich an und runzelt die Stirn. «Felix, willst du mich verarschen?», fragt er und klingt nun abrupt gefährlich.

«Nein!», erwidere ich, leicht erschrocken über seinen plötzlichen Stimmungsumschwung.

«Dann ist ja gut.» Er greift nach seinem Bart und seiner Mütze und erhebt sich. «Wir sehen uns also morgen früh. Ich freu mich.»

«Unbedingt!» Ich würde ihm alles Mögliche versprechen, Hauptsache, der Irre lässt mich in Ruhe.

Er will sich abwenden, hält aber nochmal kurz inne. «Sag mal, hast du das Buch eigentlich immer noch?»

Ich sehe ihn ratlos an. «Welches ... Buch?»

«Du hast mir doch damals geschrieben, dass du dir *Moby Dick* wünschst. Und ich hab es dir auf den Gabentisch gelegt. Du hast heimlich im Wohnzimmer übernachtet, weil du den Weihnachtsmann sehen wolltest. Und tatsächlich bist du für einen kurzen Moment wach geworden, als ich gerade wieder verschwinden wollte. Erinnerst du dich?»

Er sieht mein immer noch ratloses Gesicht.

«Na ja», sagt er milde lächelnd. «Egal. Ist ja auch sehr lange her.»

Er nickt zum Abschied und verlässt die Kneipe.

Ich brauche fast zwei Stunden, um im Chaos meines Kellers jene Kiste zu finden, in der sich *Moby Dick* verbirgt. Ich habe in meinem Leben zwar schon alles Mögliche versetzt, es

aber nur selten übers Herz gebracht, Bücher zu verkaufen. Ich werde fündig, wische den Staub vom Einband und blättere die erste Seite auf. «Frohe Weihnachten von Santa Claus», lese ich. Weiter unten ist in einer anderen Handschrift notiert: «Heiligabend 1974».

Seltsam. Vielleicht kann meine Mutter Licht ins Dunkel bringen.

«Du rufst spät an, Junge. Hier im Gefängnis mögen die das nicht so gern.»

«Mutter, du bist nicht im Gefängnis. Du wohnst in einer Seniorenresidenz.»

Ein kurzes Schweigen.

«Warum hast du uns Weihnachten nicht besucht?», fragt sie vorwurfsvoll.

«Weihnachten ist erst morgen», erwidere ich.

«Du hast dich über zwei Jahre nicht blicken lassen.»

Ich seufze leise. «Ich war letzten Samstag da, Mutter. So wie ich jeden Samstag da bin.»

«Dein Vater fragt auch ständig nach dir.»

«Schon gut, Mutter», beschwichtige ich und überlege gleichzeitig, ob es Sinn hat, sie heute nach einem uralten Weihnachtsgeschenk zu fragen. Offenbar habe ich einen ihrer weniger guten Tage erwischt. Ach, was soll's? «Erinnerst du dich noch daran, dass du mir *Moby Dick* zu Weihnachten geschenkt hast?»

Wieder Schweigen.

«Was soll das sein?», fragt sie dann.

«Ein Buch. Ein ziemlich bekanntes Buch. Man könnte sagen Weltliteratur.»

«Nein, Schatz. Ich mach mir doch nichts aus Büchern. Deshalb hab ich dir auch nie welche geschenkt. Das habe ich lieber

anderen überlassen. Vielleicht hast du es von deiner Schwester geschenkt bekommen.»

Ich seufze leise. «Mutter, ich bin ein Einzelkind. Ich hab keine Schwester.»

Schweigen.

«Dann hat der Weihnachtsmann es dir gebracht. Wahrscheinlich, weil du ihm diesen Brief geschrieben hast.»

Ich horche auf. «Welchen Brief hab ich ihm geschrieben? Und wann?»

Schweigen. Sie scheint zu überlegen.

«Mutter?», frage ich nach einer Weile.

«Ich muss jetzt Schluss machen, Junge. Dein Vater kommt gleich nach Hause, und ich hab das Essen noch nicht auf dem Tisch.»

«Vater ist ...», beginne ich und höre an einem Knacken in der Leitung, dass sie aufgelegt hat.

«... seit über zwanzig Jahren tot», vollende ich den Satz, obwohl sie mich längst nicht mehr hört.

Habe ich diesen Brief nun geschrieben oder nicht? Habe ich damals im Wohnzimmer übernachtet, um den Weihnachtsmann zu treffen? Und ist er mir dort tatsächlich begegnet? Ich kann mich nicht erinnern. Die Sache liegt lange zurück, und ich war in einem Alter, in dem Traum und Realität manchmal nur schwer zu unterscheiden sind.

Ich schlafe schlecht in dieser Nacht und erwache früh.

Während meine italienische Kaffeekanne sich fauchend und zischend mit der Zubereitung eines Espresso abmüht, fällt mein Blick auf die Visitenkarte von Claus. Gestern Nacht habe ich sie auf die Spüle gelegt, zusammen mit *Moby Dick*. Gerade stelle ich mir die Frage, wie es wohl wäre, wenn ich diesem seltsamen Kerl wirklich einen Besuch abstattete. Gefährlich schien

er nicht zu sein. Wahrscheinlich ist er ein zwar verwirrter, aber harmloser Mann, der im Leben viel Pech gehabt hat. Schlimmstenfalls müsste ich wohl damit rechnen, mir einen Vormittag lang bizarre Geschichten anzuhören.

Darauf habe ich keine große Lust, denke ich und gieße mir Kaffee ein. Ich blättere die erste Seite des Buches auf und betrachte erneut die Widmung. Nebenbei fällt mein Blick auf die Visitenkarte. Ich zucke leicht zusammen und stelle die Tasse ab. Ich lege die Visitenkarte neben die Seite mit der Widmung und sehe, dass die Namensschriftzüge identisch sind. Ungläubig blicke ich abwechselnd auf die Karte und das Buch. Dann stecke ich beides ein und mache mich auf den Weg.

Die Adresse gehört zu einem scheinbar unbewohnten Haus in einer Abbruchsiedlung. Ich will schon wieder den Heimweg antreten, als ich am Klingelbrett einen winzigen Zettel bemerke: «Santa Claus – oberste Etage». Ich muss lächeln. Claus ist ganz gut organisiert, wenn man bedenkt, dass er offenbar verrückt ist.

Das Haus ist zwar renovierungsbedürftig, aber innen in einem nicht so desaströsen Zustand, wie man es von außen vermuten könnte. Auf halbem Weg in die oberste Etage kommt Claus mir entgegen. Im ersten Moment erkenne ich ihn nicht. Er trägt einen grauen Anzug mit Hemd und Krawatte, außerdem ist er heute rasiert. Erst auf den zweiten Blick fällt mir auf, dass der Weihnachtsmann noch genauso müde aussieht wie am Vorabend.

«Keine Zeit. Ich hab ein wichtiges Gespräch mit dem Vermieter.» Claus eilt an mir vorbei. «Ich hab Ruprecht Bescheid gesagt. Er ist oben. Frag nach ihm. Er erklärt dir alles.» Und schon ist Claus eine halbe Etage tiefer.

«Etwa ... Knecht Ruprecht?», rufe ich durchs Treppenhaus.

Claus hält inne. «Ja, aber nenn ihn lieber nicht so. Er mag es überhaupt nicht, wenn man ihn ›Knecht‹ nennt. Sag einfach Ruprecht.» Claus nickt aufmunternd. «Du machst das schon. Ich muss weiter.»

Eine der Türen in der obersten Etage ist nur angelehnt. Dahinter sind Stimmen zu hören. Ich klopfe. Niemand reagiert, also öffne ich vorsichtig die Tür, um mich bemerkbar zu machen.

Der Raum ist vollgestopft mit allerlei Krimskrams und sieht aus wie das miserabel organisierte Lager eines verwahrlosten Schrottplatzes. Was mich viel mehr irritiert, ist der Anblick eines Tisches, an dem ein Kartenspiel stattfindet. Die Spieler sind in Zigarren- und Zigarettenrauch gehüllt, eine Flasche Schnaps macht die Runde. Im ersten Moment glaube ich, fünf Kinder im Alter von vielleicht sieben oder acht Jahren vor mir zu haben. Dann wird mir klar, dass es sich bei den Zockern um kleinwüchsige Erwachsene handelt. Einer der Herren bemerkt mich.

«Lust auf eine Runde Poker?», fragt er, nimmt einen Schluck Schnaps und fährt sich mit der Hand über seine Bartstoppeln.

«Nein ... ähm ... ich ... suche Ruprecht», stammele ich, weil ich immer noch verdattert bin. Der Kerl grinst und nickt dabei vielsagend.

«Ruprecht!», ruft er in einer Lautstärke, die ich ihm angesichts seiner Statur überhaupt nicht zugetraut hätte, und wendet sich seelenruhig wieder seinem Kartenspiel zu.

Ich starre immer noch auf die seltsame Pokerrunde. Das Geräusch schwerer Schritte holt mich in die Realität zurück.

«Felix?», höre ich eine tiefe Stimme fragen.

Ich drehe mich um und stehe nun einem Hünen gegenüber, der sich gut auf einem Plakat für ein Wrestling-Turnier machen

würde. Er trägt lange, zerzauste Haare und ist in Felle gehüllt. Beides verleiht ihm ein martialisches Aussehen.

«Freut mich, ich bin der Ruprecht», sagt er, streckt mir eine seiner Pranken entgegen und lächelt. Das sieht nicht sehr gewinnend aus, weil Ruprecht praktisch alle Vorderzähne fehlen. Um nicht unhöflich zu erscheinen, ergreife ich trotzdem seine Hand.

«Freut mich ebenfalls», sage ich.

Ruprecht bemerkt, dass mir etwas mulmig ist. Er überlegt kurz und vermutet wohl, dass mich der Anblick der Pokerrunde verstört hat, denn nun schließt er die Tür und sagt mit einem bedauernden Schulterzucken: «Ist schon schlimm, mit ansehen zu müssen, wie die dadrinnen ihr Leben vergeuden. Schlimm. Wirklich schlimm.»

Ich nicke verständnisvoll. «Freunde?», frage ich.

«Weihnachtselfen», erklärt Ruprecht sachlich. «Nachdem wir Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Spielzeugproduktion eingestellt hatten, haben uns die meisten Weihnachtselfen verlassen. Aber die dadrinnen scheinen einfach die Hoffnung nicht aufzugeben, dass eines Tages wieder bessere Zeiten kommen.»

«Soll das heißen, die pokern seit über hundert Jahren?», frage ich. «Sie sehen noch nicht so alt aus.»

«Elfen werden leicht ein paar tausend Jahre alt», erklärt Ruprecht. «Eine hundertjährige Pokerpartie fällt da nicht so sehr ins Gewicht.»

Ich nicke, um Ruprecht zu signalisieren, dass ich seine Ausführungen sehr interessant finde. Tatsächlich frage ich mich, ob ich unlängst irgendwelche Drogen eingeworfen habe. Wie sonst lässt sich das alles hier erklären?

Ruprecht errät meine Gedanken. «Die meisten Leute, die zu

uns kommen, wundern sich. Sie stellen sich den Weihnachtsmann als einen gutgelaunten und wohlgenährten adretten älteren Herrn vor, der in einem romantischen Häuschen auf dem Gelände einer gigantischen Spielzeugfabrik lebt und ständig von Tausenden fleißigen Helfern umringt wird.»

Ich sehe ihn an und zucke ratlos mit den Schultern. «Ehrlich gesagt, hätte ich es mir auch so vorgestellt.»

Ruprecht verzieht gequält das Gesicht. «Die Zeiten sind leider vorbei. Ich hab Santa Claus noch auf der Höhe seines Schaffens erlebt. Wir residierten am Nordpol und hatten wirklich die größte Spielzeugfabrik der Welt. In manchen Jahren haben wir mehr als zweihunderttausend Elfen beschäftigt. Damals war Santa Claus noch nicht ständig müde und übel-launig. Außerdem hatte er ein paar Kilo mehr auf den Rippen. Die vielen Sorgen haben ihm zugesetzt.»

Ruprecht hat eine Tür am Ende des Ganges geöffnet. Dahinter ist eine schmale Treppe zu erkennen. «Komm, ich will dir was zeigen.»

Wenig später stehen wir auf dem Dachboden. Durch ein großes Panoramafenster fällt kaltes Winterlicht auf einen riesigen roten Schlitten, der fast den gesamten Raum einnimmt. Von dem Gefährt geht ein milchiges Schimmern aus. Die rote Farbe scheint zu fluoreszieren.

Während ich die imposante Konstruktion aus Holz, Eisen und Samt umrunde, bemerkt Ruprecht lapidar: «Voilà. Der Schlitten des Weihnachtsmannes.»

Ich bin beeindruckt. «Woher kommt dieses Glänzen?»

«Feenstaub. Der gesamte Schlitten ist in ein spezielles Harz getaucht und dann mit Feenstaub bedeckt worden.»

«Damit er glänzt?», frage ich.

«Nein. Damit er fliegt», lächelt Ruprecht.

Ungläubig stehe ich vor dem ebenso seltsamen wie imposanten Vehikel. «Wie viele Rentiere braucht man dafür?»

«Vierundzwanzig», erwidert Ruprecht. «Leider mussten wir alle verkaufen. Futter und Unterkunft waren irgendwann nicht mehr finanzierbar.»

Ich betrachte den Schlitten, und gleichzeitig durchzuckt mich der Gedanke, dass mich hier jemand auf den Arm nehmen will. Bislang habe ich nur ein paar seltsame Typen kennengelernt, die mir weismachen wollen, dass der Weihnachtsmann verarmt ist und kaum noch seinem Job nachgehen kann. Vielleicht spielen hier alle nur Theater, denke ich. Vielleicht ist die Sache mit *Moby Dick* so arrangiert worden, dass jemand das Buch in meinem Keller deponiert hat. Die Weihnachtselfen könnten ebenso wie Ruprecht und Santa Claus Laienschauspieler sein, der Schlitten nur ein Requisit.

Wieder errät Ruprecht meine Gedanken. «Die meisten Leute, die zu uns kommen, möchten einen Beweis dafür haben, dass wir wirklich jene sind, für die wir uns ausgeben. Aber es gibt keinen Beweis. Der Schlitten fliegt nicht ohne Rentiere. Keiner von uns kann zaubern, und unser Quartier am Nordpol ist längst im ewigen Eis versunken.»

Ich überlege. «Wie war es denn überhaupt möglich, die Rentiere zu verkaufen?», frage ich argwöhnisch. «Es muss sich ja um fliegende Rentiere gehandelt haben. Die hätten doch sicher für Aufsehen gesorgt, oder?»

Ich sehe Ruprecht in die Augen und versuche herauszufinden, ob meine Frage ihn aus dem Konzept gebracht hat. Vielleicht gelingt es mir durch glasklare Logik, sein Lügengebilde zum Einsturz zu bringen.

Ruprecht lächelt nachsichtig. «Der Schlitten wird von normalen Rentieren gezogen. Damit sie fliegen können, streut

man ihnen Feenstaub aufs Geweih. Wenn die Wirkung nachlässt, sind es wieder normale Rentiere.»

Er macht keineswegs einen nervösen Eindruck. Im Gegenteil. Er steht ruhig da und scheint auf meine nächste Frage zu warten. Offenbar ist Ruprecht es gewohnt, Zweiflern wie mir Rede und Antwort zu stehen.

«Okay», sage ich. «Wie hat der Weihnachtsmann sich denn bislang finanziert? Meines Wissens macht er den Job gratis.»

Ruprecht nickt. «Früher haben wir oft große Vermögen geerbt. Leute, denen als Kinder Wünsche vom Weihnachtsmann erfüllt wurden, haben sich als Erwachsene daran erinnert und ihre Dankbarkeit bewiesen, indem sie uns großzügige Spenden zukommen ließen.»

«Und wieso hat sich das geändert?»

«Logistische Probleme», erwidert Ruprecht. «Wir waren praktisch der erste Weltkonzern. In einem so großen Unternehmen gibt es natürlich Reibungsverluste. Außerdem haben wir diesen wahnsinnig engen Lieferzeitraum. Da blieb es nicht aus, dass Fehler passierten. Mit der Zeit wollte sich niemand mehr auf unsere Dienstleistung verlassen. Die Eltern fingen also an, die Geschenke selbst zu kaufen und eigenhändig unter den Weihnachtsbaum zu legen. Für uns war das der Anfang vom Ende.»

«Und wie finanziert ihr euch heute?»

Ruprecht seufzt. «Wir bekommen Hartz IV. Und wir haben Nebenjobs. Ich, zum Beispiel, nehme manchmal an Boxturnieren teil. Und Santa Claus arbeitet als Weihnachtsmann. In Kaufhäusern und auf Märkten.»

«Warum arbeitet er überhaupt noch?», frage ich. «Ich meine, in seinem ursprünglichen Job? Offenbar läuft Weihnachten doch ganz gut ohne den Weihnachtsmann. Wozu also der Aufwand?»